

Mode macht Mut

„Zwischen Schein und Sein“: Ein opulenter Bildband zeigt, wie avantgardistisch die Modegrafik in der DDR war. Die Entwerferinnen ließen sich von den Widrigkeiten des Alltags in ihrer Kreativität nicht bremsen.

VON BIRGIT GRIMM

Wolfgang Joop meint, Mode sei in ihrem Wesen zu tiefst inhuman: „Sie kann zwar trösten, wärmen, täuschen, verführen..., wer sie aber zu sehr liebt, den strafft sie mit Lächerlichkeit. Mode lädt nicht nur ein mitzumachen, sondern sortiert den aus, der zu lange an ihr hängt oder nicht ihre körperlichen Voraussetzungen – die sich stets unangekündigt ändern können – erfüllt.“

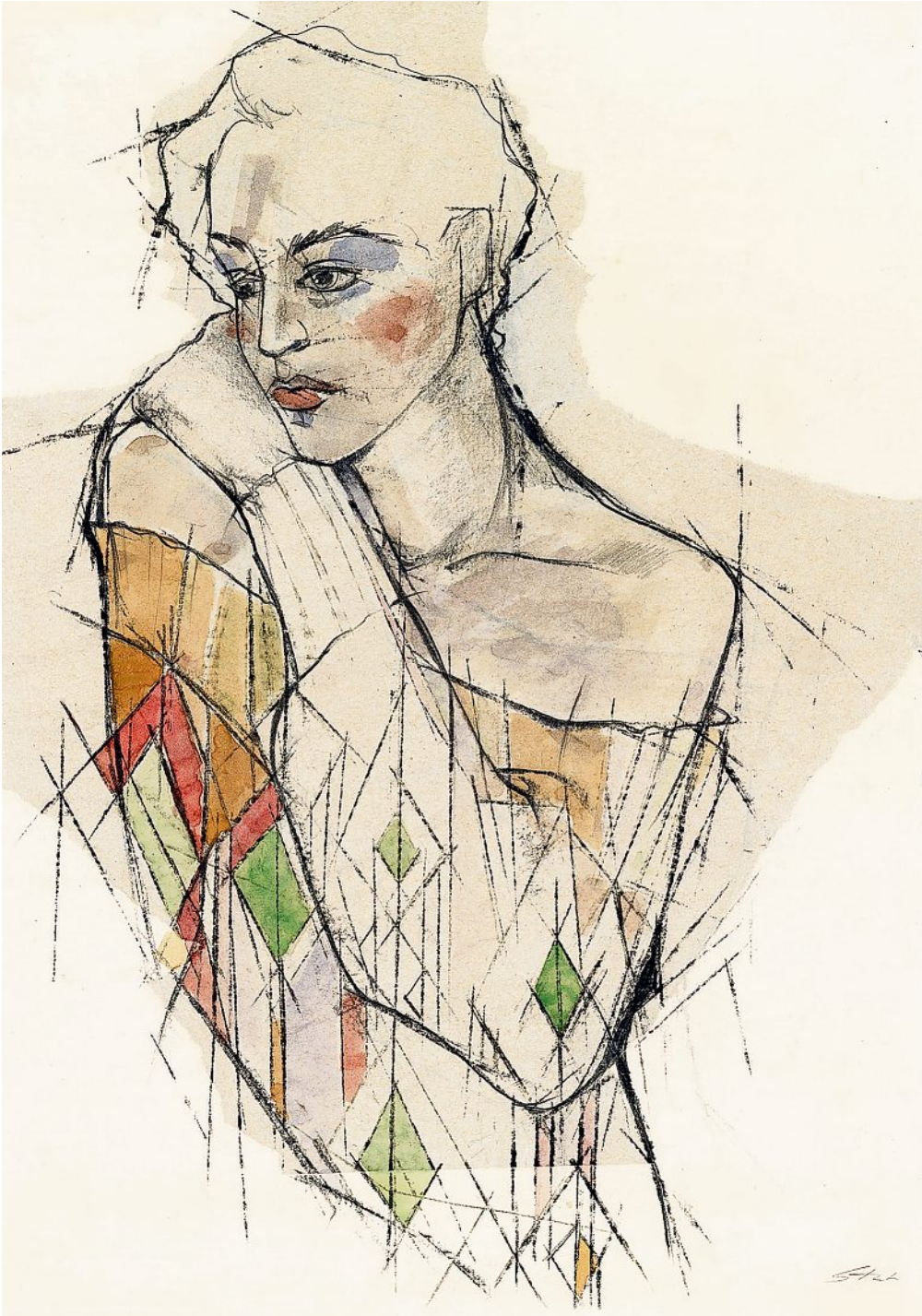
Da war die DDR viel humaner und, falls es das Wort damals schon gab, auch nachhaltiger. Nicht, dass das beabsichtigt gewesen wäre. Es ging einfach nicht anders. Die sozialistische Bekleidungsindustrie hielt nun mal nicht Schritt mit saisonal wechselnden Kollektionen. Modebewussten Damen zu empfehlen, doch unbedingt ihrem Stil treu zu bleiben, ist nicht der schlechteste Rat, obwohl Mode ja nur eine Richtung kennt: Immer nach vorn! Doch in der DDR ging man gern auch einen Schritt vor und zwei zurück. Praktisch sollte die Kleidung sein, pflegeleicht, alltagstauglich. Was sie freilich nicht immer war. Man erinnere sich nur an Dederon!

Doch wie passt diese propagierte Haltung zu den avantgardistischen Entwürfen von Modezeichnerinnen aus der DDR, die jetzt in einem Prachtband aus dem Lehmschmidt Verlag zu bewundern sind? Ute Lindner, Ulrike Vogt und Mathias Bertram gaben das Buch heraus und baten Wolfgang Joop um das Vorwort. Ein cleverer Schachzug, denn der Modezar ist des Lobes voll und scheint es fast ein wenig zu bedauern, dass er auf diesem Wege „spät, aber nicht zu spät“ seine Kolleginnen kennenlernt, die als Modezeichnerinnen, Grafikerinnen, Illustratorinnen eine Fülle an Handschriften offenbaren und seit den 1960er-Jahren Mode entwarfen, die auf die Zwänge der volkseigenen Bekleidungsindustrie keine Rücksicht nahm. Die wenigen Männer in der Branche – im Buch sind es drei von fünfunddreißig – dürfen sich hier von der weiblichen Form angesprochen fühlen. Es funktioniert ja sonst auch umgekehrt.

Ausgebildet wurden die Modezeichnerinnen ab 1946 an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee. Angewandte Kunst wurde dort gleichberechtigt neben den hehren Disziplinen Malerei und Bildhauerei, Gra-

Hüte waren in den 1960er-Jahren in. Sabine Zache zeichnete die Schöne. 1989 waren Modezeichnungen nahezu avantgardistisch, wie dieser Entwurf von Karin Stark zeigt.

Foto: Lehmschmidt Verlag



fik und Zeichnung unterrichtet. Das Grundlagenstudium absolvierten alle gemeinsam. Außerdem gab es in Berlin eine Fachschule für Bekleidung. 1952 wurde dann in einem Hinterhaus im Prenzlauer Berg das „Institut für Bekleidungskultur“ gegründet, das die sozialistische Mode in der DDR gestalten sollte. Entworfen wurden ab 1954 zwei Kollektionen pro Jahr. Doch die Bekleidungsindustrie, die wie alle anderen Betriebe in der DDR nach starren Fünfjahrplänen arbeitete, war dieser Dyna-

mik nicht gewachsen. Zwar war Haute Couture nicht gefragt, schreibt Mathias Bertram, doch „entgegen anderslautender Behauptungen wurde das Bedürfnis nach moderner Bekleidung zu keiner Zeit und von keiner Seite infrage gestellt.“

Die Designerinnen orientierten sich an internationalen Trends, übten sich in einer Quadratur des Kreises und schafften es, eigene Ideen mit den Ressourcen der DDR sowie die propagierten mit den wahren Bedürfnissen der Menschen im Land in Über-

einstimmung zu bringen. Zumindest auf dem Papier. Träumen war nicht verboten.

Für die jungen Leute, deren Unzufriedenheit die DDR-Führung vielleicht am meisten fürchtete, öffneten 1968 die ersten Jugendmode-Geschäfte. Vor diesen Läden bildeten sich nicht nur Schlangen, als es die ersten in der DDR produzierten Jeans gab. Auch ältere Semester stellten sich an – nicht für ihre Enkel, für sich selbst.

Für die anspruchsvollen, zahlungskräftigen Damen und Herren wurde 1970 der

Produktions- und Handelsbetrieb Exquisit gegründet. Der Modegestalter Artur Winter baute in den folgenden zwei Jahrzehnten ein Unternehmen mit 900 Mitarbeitern auf, das 530 Filialen in der ganzen DDR unterhielt, jährlich 3,5 Milliarden Mark umsetzte und Prestigekollektionen wie die Ausstattung der DDR-Olympiamannschaft entwarf. „Artur Winter erwies sich als eine charismatische Persönlichkeit, dessen Visionen, Anspruch und Weitblick äußerst geschätzt wurden, dessen Unerbittlichkeit bei der Durchsetzung seiner hohen Maßstäbe aber auch respektvoll gefürchtet war“, schreibt Bertram, dessen Mutter Dorothea Melis selbst Modegestalterin war.

Artur Winter war ein Weltbürger ohne Scheuklappen. Für Exquisit wählte er die besten Designerinnen aus und warb sie anderswo ab. In der Redaktion der Modezeitschrift Sibylle durfte man richtig sauer gewesen sein. Überhaupt: Sibylle! Den Heften lagen Anziehpuppen zum Ausschneiden bei und Schnittmusterbögen. Für die modebewusste Frau, die nähen konnte, war das eine Fundgrube. Hatte sie eine Nähmaschine, und war es die der Großmutter, wusste sie auch, wo sie edle Stoffe, schicke Knöpfe und rostfreie Reißverschlüsse bekam.

„Zwischen Schein und Sein“ changierte gewissermaßen das ganze Land. In den Arbeiten der Entwerferinnen ist von Mangel keine Spur. Die Zeichnungen mögen ein Randgebiet der Kunst streifen. Joop bezeichnet die Modegrafik liebevoll als „kleine Schwester der Kunst“. Dennoch sind sie ein Schatz, der bisher in privaten und öffentlichen Archiven schlummerte und nun in diesem opulenten Buch gehoben wird. Hier trifft der ostdeutsche Zeitgeist der 60er- bis 80er-Jahre auf internationale Trends. Man begegnet künstlerischer Meisterschaft und ist fasziniert von einer Kreativität, die sich von den Widrigkeiten des Alltags nicht bremsen lässt. Das Buch öffnet den Blick auf eine weitere, unterbelichtete Facette des Kunstschaffens in der DDR, von dem manche ja immer noch meinen, jede Avantgarde sei in der parteilich geforderten Darstellung des sozialistischen Menschenbildes erstickt worden.

Und, auch das soll nicht unerwähnt bleiben: Viele Modeschöpferinnen der DDR zogen nach der Wende Frauen und Männer in ganz Deutschland an. In der Modebranche wird mit harten Bandagen gekämpft. Aber hat man je davon gehört, dass es in dieser Szene so etwas wie einen ostwestdeutschen Bilderstreit gab?

Zwischen Schein und Sein. Ostdeutsche Modegrafik 1960 bis 1990, 240 S. mit 200 farbigen Abbildungen, 58 Euro



Es war im vorigen Sommer in Dresden, als ich zu dem Haus in der Caspar-David-Friedrich-Straße ging, in dem Victor Klemperer jahrelang um sein Leben gebangt hatte. Das erste „Judenhaus“, in das man ihn und seine Frau Eva im Mai 1940 zwang. Bis September 1942 wohnten sie hier in zwei Zimmern im ersten Stock.

Der letzte Satz, den Klemperer vor dem Umzug in sein Tagebuch schreibt: „Wir bemühen uns, nicht zu verzweifeln.“ In den folgenden Jahren fällt ihnen das immer schwerer. Haussuchungen, Drohungen, Schläge. Wenn die Gestapo vor der Tür steht, krampft sich Klemperers krankes Herz zusammen. Angst vor Verhaftung, Angst vor Deportation, Todesangst. Eva Klemperer gilt den Nazis als „arisch“. Das rettet ihm das Leben. Sie wird angespuckt und geschlagen, aber sie steht zu ihm. Sein erstes Buch nach dem Krieg wird er ihr widmen: „Du weißt es, und ein Blinder muß es mit dem Stock fühlen, an wen ich denke, wenn ich über Heroismus spreche.“

Während die Dresdner Zeitungen das „Heldentum“ an der Front feiern, herrscht im „Judenhaus“ die blanke Not. Immer länger wird die Liste der Verbote. Klemperer schreibt in sein Tagebuch: „Jedes Tier ist freier.“ Bis zum Mai 1942.

Dem Haus in Strehlen sah man nicht an, was darin geschah. Klein und un-

Muschel

Was geschah mit Victor Klemperers Katze? Annäherung an eine kleine Geschichte aus der großen Geschichte der Dresdner NS-Zeit.

VON RENATUS DECKERT

scheinbar stand es an der Straße. Idyllisch fast. Ich stand davor und schaute. Prägte mir jedes Detail ein. Die Haustür, die Fensterläden, den grünen Zaun. Ich überlegte, die kleine Gartentür zu öffnen und die Namen am Klingelbrett zu lesen. Wer lebte heute hier? Und was wussten sie über die früheren Bewohner? Ich dachte an die alte Frau Pick, die Veronal genommen hatte, als man sie zur Gestapo einbestellte. An den Schrei von Elsa Kreidl, als sie die Nachricht vom Tod ihres Mannes erhielt, den die Nazis in Buchenwald ermordet hatten. Ich fragte mich: Wie schläft es sich in diesen Mauern?

Eine Weile noch stand ich da, unschlüssig, hin- und hergerissen. Dann ließ ich die Türklinke los. Da war mir, als hätte

sich hinter einem Fenster im ersten Stock etwas bewegt. Kein Mensch, aber vielleicht ein Tier. Eine ... Katze? In diesem Moment durchfuhr es mich. Muschel!

So hieß der graue Kater, der Eva und Victor Klemperer über manche Bitterkeit hinwegtröstete. Vor allem ihr bedeutete er viel; in Phasen tiefer Depression konnte nur Muschel sie aufmuntern. Wenn sie das Tier mit mütterlicher Zärtlichkeit umsorgte, spürte er manchmal einen Stich der Eifersucht. Aber auch er hing an ihm. Im Tagebuch zählt er die wenigen verbliebenen Glücksmomente auf: „Und wenn es bloß der kleine Abendspaziergang bis zur Neun-Uhr-Grenze ist. Und daß der Kater lebt.“ Selbst in Zeiten größten Hungers fiel im-



mer etwas für ihn ab. – Ich stand noch ein paar Minuten vor dem Zaun, reckte den Hals, aber es war nichts mehr zu sehen. Zu Hause nahm ich das Tagebuch und las den Eintrag vom 15. Mai 1942. „Sternjuden und jedem, der mit ihnen zusammenwohnt, ist mit sofortiger Wirkung das Halten von Haustieren verboten, die Tiere dürfen auch nicht in fremde Pflege gegeben werden. Das ist das Todesurteil für Muschel, den wir elf Jahre gehabt und an dem Eva sehr hängt ... Welch eine niedrige Grausamkeit gegen die paar Juden.“

Um dem Kater die Angst beim Abgeholt-Werden und die gemeinsame Tötung mit anderen Tieren zu ersparen, fassen sie einen Entschluss. Vier Tage noch ringen sie mit sich. Sie klagt: „Das Tierchen spielt herum, ist vergnügt und weiß nicht, daß es morgen stirbt.“ Er grübelt: „Ob es jemanden gibt, der vielleicht von uns weiß: Morgen sterben sie?“ Die Henkersmahlzeit: 450 Gramm Kalbfleisch, vom Mund abgespart. Am 19. Mai bringt Eva Klemperer den Kater zum Tierarzt. Sie ist dabei, als er betäubt und getötet wird. Ich stelle mir vor, wie der kleine Körper reglos daliegt. Ein graues Häufchen Fell, noch warm und weich. Wie sie einen letzten Blick auf ihn wirft, bevor sie hinaustritt in den warmen Maitag. Wie sie heimkommt und nichts erwartet als die gebeugte Gestalt ihres Mannes am Küchentisch. Sein ängstlich fragender Blick. Ihre Antwort schreibt er später in sein Tagebuch: Das Tier hat nicht gelitten. „Aber sie leidet.“

■ Renatus Deckert, geboren 1977 in Dresden, lebt als Schriftsteller in Lüneburg und hat gerade seinen ersten Roman geschrieben: „Das Japanische Palais“. ■ Anlässlich des 140. Geburtsjahres von Victor Klemperer ruft die Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek zu einem Fotowettbewerb auf. Näheres unter www.szlink.de/klemperer